Breslauer Nachtpost

Die mondäne Wochenschrift
Herausgegeben von Ed Golland
Größte Wochenschrift des Ostens

Anzeigenpreis je Millimeter 1500 Mk. Auf Wunsch jederzeit Vertreterbesuch Fernsprecher für Inserate: Ohle 7481. | 2. Jahrgang ✶ Nr. 32 ✶ Preis 8000 Mk. | Redaktion u. Expedition: Garvestr. 10. Einsendungen ist Rückporto beizufügen.

Hotels für Wochen, Tage und Stunden

Reichswehr und Schupo — Der weibliche Junggeselle — Die Ladenprinzessin
Oberschlesien amüsiert sich — Mädchen, die man nicht lieben soll

Pleite

Die vergangene Woche stand im Zeichen einer Geldkalamität, die an Umfang alles bisher Dagewesene weit hinter sich ließ. Die Banken waren nicht in der Lage, den gewaltigen Anforderungen an Barmitteln auch nur im bescheidensten Maße gerecht zu werden. Nur lächerliche Zeitbeträge konnten ausgezahlt werden.

Hauptsächlich fühlbar machte sich der Geldmangel für die große Masse der Arbeitnehmerschaft. Die großen Firmen waren nicht in der Lage, Löhne und Gehälter voll auszuzahlen und mußten ihre Arbeitskräfte nur mit Bruchteilen ihrer Bezüge nach Hause schicken. Das aber bedeutete für weiteste Kreise einen geradezu vernichtenden Schlag. Da die Preise der Lebensmittel und notwendigsten Gebrauchsgegenstände gerade in diesen Tagen sich täglich um mehr als 100 Prozent erhöhten, so verloren die Arbeitnehmer durch die Unmöglichkeit, rasch einkaufen zu können, täglich Hunderttausende. Und es gesellte sich aus neue die Wahrheit der lestrauigen Tatsache, daß gerade dem, der nichts besitzt, auch noch genommen wird. So gehungert, wie in den letzten acht Tagen haben Hunderttausende seit der Kohlrübengezeit unseligen Angedenkens schon lange nicht.

Angesichts dieser tieftraurigen Folgeerscheinungen der Geldkrise muß man die Frage stellen, wer nun eigentlich die Schuld an dieser Katastrophe trägt. Und da bestätigt sich wieder die bis zum Ueberdruß bekannte Tatsache, daß die Reichsbank wieder einmal, und zwar so gründlich versagt hat, wie man dies bei diesem Zentral-Banknoten-Institut unter der Aera Havensteins nun bis zum Ueberdruß gewöhnt ist. Wie immer waren keine ausreichenden Vorbereitungen getroffen, um den nach Lage der Dinge zu erwartenden gesteigerten Bedarf zu decken. Und doch hätte bei einigermaßen klarem Einblick in die Verhältnisse auf dem Geldmarkt, man von einem Institut, wie der Reichsbank, ohne weiteres erwarten sollen, daß diese die Hochflut von Bedarf an Geldzeichen mit leichtigkeit bestreigen werde, wenn — ja, wenn eine auch nur einigermaßen kaufmännisch funktionierende und weitblickende Leitung vorhanden gewesen wäre. Wie lagen denn die Dinge auf dem Geldmarkt eigentlich?

In der Woche vom 16. bis 23. Juli 1923 stieg der Dollar von 195 000 auf 350 000 Mark. Der Großhandelspreis erhöhte sich um 88 Prozent, während der Umsatz an Reichsbanknoten nur um 25 Prozent stieg. So blieb schon in der dritten Juliwoche der tatsächliche Geldbedarf um ein Drittel ungedeckt. Aber noch viel schlimmer wurde es in der letzten Juli-Woche. Während der Dollar um 168 Prozent stieg, erhöhte sich der Großhandelspreis um 131 Prozent, der Kleinhandelspreis zu Anfang um 82 Prozent, um inzwischen noch höher hinaufzuschnellen. Die Reichsbank ließ sich durch dieses Hinaufschnellen so überraschen, daß es ihr nur zur Not gelang, durch beschleunigte Ausgabe hoher Geldscheine den Betrag der bisherigen Wochenleistung nur zu verdoppeln. Aber diese 18 Billionen Mark pro Woche deckten noch nicht 40 Prozent des Bedarfs. Und hier beginnt das völlige Versagen der Reichsbank, die zu spät die Parole: „Mehr Geldzeichen" aufnahm.

Man hat also wieder einmal im Reiche Havensteins geschlafen. Es ist erstaunlich, wie zähflüssig unsere Mandarinen sind. In jedem anderen Lande wäre ein Mann, der von einem Fehler zum andern geschritten ist (siehe Markstützung), längst verschwunden. Bei uns ist er nach wie vor in Amt und Würden.

Schon oben habe ich auf die schweren wirtschaftlichen Schädigungen weiter Volkskreise und ganz besonders der Unbemittelten hingewiesen, die aus den unvollkommenen Maßnahmen der Reichsbank erwachsen sind. Es ist dringend zu hoffen, daß sich Herr Havenstein, allmählich an den tragikomischen, in immer steiler werdender Kurve nach unten gehenden Kurs der Mark gewöhnt. Jetzt ist es wirklich schon ganz egal, ob ein paar Waggonladungen von 100 000-Markscheinen mehr gedruckt werden. Der Konkurs ist da, und die Banknotendruckereien scheinen dazu berufen zu sein, als alleinige noch funktionierende Betriebe mit Hochdruck zu arbeiten, wenn die ganze Industrie eingeschlafen sein wird. Man irre sich nur ja nicht in der Leistungsfähigkeit der Notenpresse. Man gelere nicht über die neue Inflation: nur Mut, noch immer sind wir nicht am Grunde. Noch kostet der Dollar 2 Millionen, die Butter eine halbe Million. Wenn es so weiter geht, steigt nächste Woche der Dollar 10 Millionen. Die Margarine kostet eine Million. Und wir, die wir nicht gerade Landwirte oder Großindustrielle sind, kochen uns zum Mittag Zeitungswasser mit Kieselsteinchen. Kartoffeln gibt es nicht, Brot ist seit unerfindlichen Butter ein Privileg der Dollarschieber. Und das alles mittelbar oder unmittelbar die Folge einer verpfuschten Währungspolitik, die es zuwege gebracht hat, die Reichsmark auf ein Nichts herabzudrücken. —

„O Havenstein, o Havenstein,
Wie schwer hast Du gesündigt —"

Max: m.

Hotels für Wochen, Tage und Stunden

Neben anderen praktischen Unmöglichkeiten birgt das Deutsche Strafgesetzbuch auch den bekannten Kuppelparagraphen, den § 180:

„Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft" — — usw.

Dieser Paragraph klingt, flüchtig gelesen, sehr sympathisch und gescheit. Genau so, wie schon ein bekanntes Volkswort sagt, daß der Hehler schlimmer als der Dieb sei, bewährt es sich auch in Betreff der Kuppelei: Der Kuppler ist schlimmer als die Dirne. Denn gäbe es keine Kuppelquartiere, dann wäre auch praktisch die Ausübung der Prostitution unmöglich.

Rein vom ethischen Standpunkte aus betrachtet ist also der § 180 durchaus am Platze und setzt eigentlich noch eine viel zu milde Strafe für die Kuppler aus. Doch in der Praxis zeigt sich die Unzulänglichkeit dieses Paragraphen: nach dem § 180 kann nur in den seltensten Fällen ein Kuppler bestraft werden. Es wird festgestellt, daß der Angeklagte Kuppelei geübt hat, daß der Tatbestand des § 180 gegeben ist. Und doch erfolgt nur so selten Verurteilung wirklicher Kuppler. Warum?

Nun, die Prostitution ist in Deutschland gewissermaßen konzessioniert. Das Betreiben der Prostitution ist amtsbekannt, die Prostituierten werden polizeilich beaufsichtigt, die mit Wissen der Polizei ausgeübte Prostitution ist nicht strafbar, solange sie den polizeilichen Verordnungen gerecht wird. Daß es Prostituierte gibt, ist also der Polizei bekannt. Die Polizei kennt die Wohnung jeder einzelnen Prostituierten, kennt jede Wirtin, die an Sittenmädchen vermietet. Und — schreitet doch nicht wegen Kuppelei ein. Wenn es nun einmal Prostituierte gibt, müssen diese auch irgendwo wohnen. Und es wäre notorischer Wibersinn, wenn man die Prostitution gestatte, das Vermieten an Prostituierte aber wegen Kuppelei verfolgen würde. Der § 180 müßte eigentlich allen denen gegenüber, die an Prostituierte vermieten, angewendet werden. Denn sie alle leisten, im Sinne des § 180, der Prostitution Vorschub, machen sich wegen Kuppelei strafbar. Wenn es mit dem § 180 ernst wäre, müßte die Polizei sich die Adressenliste aller derer, die an Dirnen vermieten, vornehmen, und der Staatsanwalt müßte, getreu den Buchstaben des Gesetzes, den Gefängnissen neuen Zuwachs verschaffen. Die Staatsanwaltschaft erhebt jedoch scheinbar gegen Wirtinnen, die an Kontrollmädchen vermieten, keine Anklage mehr. Einfach deswegen, weil man diese Art Kuppelei stillschweigend übersehen muß, so lange die Prostitution nicht strafbar ist.

Es gibt ab und zu Anklagen im Sinne des § 180: Ein hiesiger Hausbesitzer, in dessen Hause über ein Dutzend Sittenmädchen wohnen, stand jetzt das vierte Mal vor Gericht. Wegen Kuppelei. Und wurde nach langem Ein und Her doch freigesprochen. Hätte man ihn verurteilt, dann hätte man auch alle anderen Kupplerinnen und Kuppler verurteilen müssen. Und die Sittenmädchen wären ohne Wohnung und lägen auf der Straße. Viermal wegen desselben Vergehens angeklagt. Und viermal freigesprochen. Wozu wird erst soviel Arbeit, Zeit und Geld verschleudert?!

Kuppelei wird als vorliegend angenommen, wenn jemand der Unzucht Vorschub leistet und die Weibsperson keine polizeilich beaufsichtigte Prostituierte ist. Und das ist richtig. An einer berufsmäßigen Prostituierten kann selbst die abgebrühteste Kupplerin nichts mehr verderben. Verhängnisvoll kann die Kuppelei nur für unerfahrene, nur gelegentlich auf Abwegen wandelnde Mädchen werden. Und daher der scharfe Kampf der Sittenpolizei gegen alle die verkappten Kuppelquartiere, die unter den verschiedensten Mäntelchen ihren wahren Charakter verbergen.

Wollte man alle Bresslauer offiziellen und heimlichen Quartiere, in denen „der Unzucht Vorschub geleistet" wird, aufzählen, die Liste würde seitenlang werden. Nur ein Einblick soll hier gewährt werden in ein Milieu, das etwas außerhalb des Bürgerlichen liegt, aber doch interessant genug ist, daß man sich mit ihm beschäftigen kann.

Jeder Breslauer kennt die musterlösen Schilder an so und so vielen Haustüren, auf denen da klar und deutlich zu lesen steht

Möblierte Zimmer
für Wochen, Tage u. Stunden bei Frau . . . ., 2. Etg.

Der ganz Ahnungslose schreitet an diesem Türschilde vorbei, der bereits etwas Aufgeklärte denkt fünf Minuten nach und vergißt dann die Sache. Der Fachmann aber lächelt verständnisinnig und zeigt tuntlich, wenn er gerade einen Bekannten in Damenbegleitung aus dem Hause kommen sieht. Und flüstert halb neidisch, halb geringschätzig: „Im Hotel zur Nachtigall — — —"

Fast alle die „Hotels für Wochen, Tage und Stunden" sind heimliche, oft auch unheimliche Kuppelquartiere. Das ist nicht nur mir, sondern auch der Polizei und jedem in die Geheimnisse der Großstadt Eingeweihten bekannt. Doch da diesen Hotels schwer etwas nachzuweisen ist, erfolgt verhältnismäßig selten eine Anklage wegen Kuppelei. Wo kein Kläger ist, ist kein Richter.

Ein Einblick in den Geschäftsbetrieb dieser Hotels dürfte nicht uninteressant sein. Die meisten Besitzerinnen oder Besitzer dieser Quartiere vermieten nur für ein paar Stunden, selten für eine Woche, an eine Person. Hier wird der Unzucht unmittelbar Vorschub geleistet. Ein Zimmer wird täglich manchmal von acht, zehn, oft mehr meist heimlichen Prostituierten in Anspruch genommen. Das Mädchen bezahlt dessen Kavalier bezahlt dafür beute 20 000 Mark mindestens, in manchen dieser Häuser werden bis zu 50 000 Mark verlangt. Ein Zimmer bringt durchschnittlich täglich 200 000 Mark Miete! Also ein rentables Geschäft. Und was hat die Frau zu riskieren? Bekommt sie wirklich einmal ein Verfahren wegen Kuppelei auf den Hals, und bekommt sie wirklich einmal ein paar Tage oder Wochen Gefängnis, macht sie sich auch noch nicht viel daraus. Ihr Renommee? Das ist doch ohnedem längst dahin. Denn wenn erst einmal eine Frau auch nur kurze Zeit aus ihrer Wohnung eine „Absteige" gemacht hat, dann gibt es natürlich kein Zurück mehr. Es hat sich in ein paar Stunden in den interessierten Kreisen herumgesprochen, daß die Frau Zimmer abgibt, und die Wohnung ist und bleibt ein Absteigequartier. Ein Zurück gibt es nicht mehr. Die meisten „Absteigen" stehen unter polizeilicher Aufsicht, ab und zu schaut sich die Sittenpolizei den Betrieb an. Und es gibt ein Verfahren wegen Kuppelei. Die Inhaberinnen oder Inhaber dieser Quartiere sind natürlich in ständigem Bangen vor der Polizei. Doch sie sind schon so ausgekocht, daß ihnen kaum noch etwas passieren kann. Sie reden sich heraus.

Geheimnisse der Großstadt; — man kann sie nicht alle ergründen, mann kann ihnen nicht allen aus dem Wege gehen. Doch wenn man eingeweiht ist in die Materie, warne man andere, die ahnungslos sind, vor den Fallen, die einem jeden, der die gefährlichen Tiefen der Großstadt nicht kennt, zum Verderben werden können. So mancher ist schon in einem düsteren Absteigequartiere, in das er von einem der vielen Asphaltplänchen geschleppt wurde, ausgeleddert oder erpreßt worden. Und traute sich nachher nicht einmal, bei der Polizei Anzeige zu erstatten. Aus Angst, sich noch obendrein zu blamieren —

Georgios.

Reichswehr und Schupo

I.

Zwischen dem Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, dem „Vorwärts", und dem Reichswehrminister Dr. Geßler ist zur Zeit ein heftiger Streit darüber entbrannt, ob die Reichswehr im Falle eines Bürgerkrieges sich als verfassungstreu erweisen würde, oder ob sie in jenem Falle Rechtsputsches mit den Putschisten gemeinsame Sache machen würde. Da infolge der geradezu anarchischen Zustände, die gegenwärtig auf dem wirtschaftlichen Gebiete in Deutschland herrschen, die Gefahr eines völligen Zusammenbruchs und damit eines Kampfes aller gegen alle tatsächlich besteht, so gewinnt die Frage, wie es um die Machtmittel des gegenwärtigen Staates bestellt ist, ein weitgehendes Interesse. Es erscheint daher angebracht, einmal alles Für und Wider so objektiv als nur möglich zu prüfen. Denn irgendwelche Illusionen nach der einen wie nach der anderen Richtung können nur schädlich sein. Auch Geßlers Vorgänger, der originelle Gustav Noske, glaubte schon einmal seine Hand für „seine Truppen" ins Feuer legen zu können, was ihm außerordentlich schlecht bekommen ist. Unbezweifelt war aber auch die Kapp-Regierung nicht in der Lage, über die gesamte damalige Truppenmacht verfügen zu können. Ob und inwieweit eine Aenderung in der einen wie in der anderen Richtung inzwischen erfolgt ist, und wie sich außerdem die Lage durch Neuwerbung zur Reichswehr gekommen. Man kann nun, wenn man einigermaßen orientiert ist, beobachten, daß die große Masse der Reichswehrsoldaten vom Lande stammt. Die jungen Arbeiter der Städte lehnten es, den Parolen der sozialistischen Parteien folgend, ab, unter die „Moskiden" zu gehen, umsomehr, als sie ja als freie Arbeiter mehr verdienten. So kam es, daß der überwiegende Teil der neuen Truppe sich aus Bauernsöhnen zusammensetzte, während das städtische Element fast ganz fehlte. Nur aus den Freikorps und aus den Ueberresten der alten Armee, die bis zum Kapp-Putsch noch bestanden, kamen auch andere Elemente in die Reichswehr. Aber auch unter diesen Truppen bestand die Mehrzahl aus Landbewohnern.

Es steht einwandsfrei fest, daß das Menschenmaterial das vom Lande kommt, viel leichter sich dem militärischen Drill fügt, als die im allgemeinen weit selbstbewußteren Städter. Die Folge war, daß bei der allmählich wieder schärfer werdenden Handhabung der militärischen Disziplin die noch bei der Truppe befindlichen jungen Arbeiter allmählich die Lust verloren und entweder freiwillig oder, nach Renkontres mit ihren Vorgesetzten, zwangsweise der Truppe den Rücken kehrten. Damit kamen sie natürlich dem Wunsche eines großen Teils der Offiziere entgegen, die es nur allzugern sahen, wenn die Kadres von „auffässigen" Elementen gereinigt wurden. So entschwand allmählich die infolge der Revolution und der Soldatenratsgeist in der Armee eingezogene freiere Auffassung von Gehorsam und Disziplin, und der Geist des alten Heeres zog wieder ein.

Das Unteroffizierskorps der Reichswehr, immer wieder von neuem gesiebt, entbehrt zum Schluß nur noch die richtigen „Kommißknochen", die den Dienst größtenteils in derselben Weise fortführten, wie zur Zeit Wilhelms.

Die Hauptsache aber war, daß die Republik es nicht verstanden hatte, ein einziges republikanisches Offizierskorps zu schaffen. Sowohl die Generalität wie die gewöhnlichen Truppenoffiziere entstammten fast ausnahmslos den Kreisen, die dem republikanischen Gedanken ablehnend gegenüberstehen. Die Verkleinerung der Armee, die Abschaffung der Orden, ferner vor allem die Minderung des Ansehens, das der Offizier zu seinem Lebensunterhalt tätlich feststellen muß, all das hat verbitternd gewirkt. Und die Mißerfolge der diversen Regierungen auf politischem Gebiet, die Demütigungen Deutschlands durch Frankreich, das alles verschärfte diese Abneigung, die durch die geradezu kindische persönliche Hetze mancher republikanischer Zeitungen und Zeitschriften gegen das Offizierskorps noch gesteigert wurde.

Aber noch weit bedenklicher als alle diese Erscheinungen wirkte eine andere. Der aktive Offizier, noch den alten Zeiten urteilte der Vorkriegszeit erzogen, glaubte keinen anderen Verkehr für standesgemäß halten zu dürfen, als den mit seinesgleichen. Während er sich also auf das ängstlichste von dem Zivilisten absonderte, hielt er den freundschaftlichen oder kameradschaftlichen Verkehr krampfhaft auch mit denjenigen Standesgenossen aufrecht, die längst aus der Armee ausgeschieden waren, die man gewissermaßen infolge ihrer Betätigung am Kapp-Putsch, die anderen infolge der Abrüstung. Daß diese ehemaligen Offiziere, die zum Teil infolge ihrer einseitigen Erziehung und mangelhaften Vorbildung gar keine, zum Teil nur unbedeutende Lebensstellungen bekleideten, durch den Verlust ihrer Stellung und ihres Ansehens nicht gerade zu Freunden der Republik geworden sind, liegt klar auf der Hand. Diese Leute gehörten und gehören noch jetzt meist den rechts radikalen Verbänden und Geheimorganisationen an. Der Haß, den sie immer wieder aus den Blättern und Blättchen ihrer Richtung gegen die Republik einsaugen, ihre ostentative zur Schau getragene Verachtung der neuen Regierungsform gegenüber mußten selbst auf unvoreingenommene Leute, mit denen sie zusammenkamen, abfärben. Wie weit mehr war das erst bei den zu und für sich unzufriedenen aktiven Offizieren der Fall. Da die große Masse der Offiziere aus politischen Kindern besteht, fielen auch Hemmungen politischer Art fort. Und so kommt es, daß heute ein nicht unerheblicher Teil der Reichswehroffiziere in engen Beziehungen zu Angehörigen rechtsradikaler Verbände stehen, ohne mit diesen Verbänden selbst offiziell jemals irgendwie liiert gewesen zu sein.

Damit ist natürlich immer noch nicht gesagt, daß diese Offiziere nun auch wirklich im Falle eines Rechtsputsches mit den Putschisten gemeinsame Sache machen würden. Während das Kapp-Putsches zeigte es sich, daß sogar viele von den reaktionärsten Offizieren sich neutral verhielten oder gar Partei gegen die Putschisten ergriffen. Nicht etwa aus Interesse an der Weiterexistenz der Ebert-Regierung, sondern einesteils, weil sie ihrem Vaterland neue innere Wirren ersparen wollten, und andererseits, weil sie der Kapp-Partei trauten und ihre Offiziersehre nicht wegen einer unsicheren Sache aufs Spiel setzen wollten.

Hier liegt der eigentliche Angelpunkt der ganzen Frage, ob sich die Republik auf die Reichswehr verlassen kann, wenn sie von rechts aus irgendwie bedroht würde. Ganz zweifellos würde die Reichswehr einem Putsch in irgendwelchem Sinne nicht entgegentreten. Aber es fragt sich nur, ob dies Gleiche bei Putsch fest würde, wenn es sich um eine groß angelegte Aktion unter Führung etwa Ludendorffs oder anderer Größen der Kriegs- oder Vorkriegszeit oder gar eines Hohenzollern- oder Wittelsbacher Prinzen handeln würde. Und nicht nur darauf, ob sie dagegen auftritt, kommt es an, sondern wie sie das tut. Man kann bekanntlich jedem Putsch führen und trotzdem dafür sorgen, daß der Gegner siegt, sobald man in jedem Falle gehetzt ist. Nur allein ist kaum anzunehmen, daß in Falle einer Reichsexekution gegen Bayern die dortige Reichswehr der Reichsregierung Gehorsam leisten würde. Das gerade Gegenteil ist weit eher zu erwarten. Man kann zusammenfassend sagen, daß das Vorgehen der Reichswehr in denselben Maße passiver würde, als die Gegner ihre Macht zu steigern imstande wären. Immerhin kann natürlich auch das nicht verallgemeinert werden.

Nur eins steht fest: daß sich die Reichsregierung auf die Reichswehr unbedingt verlassen könnte, wenn sie gegen links eingesetzt werden müßte. Dann wäre sie ganz zweifellos „fest in der Hand der Regierung." Eine Reichsexekution etwa gegen Sachsen und Thüringen brächte wohl alle auf die Beine, auch die, die den schwarz-rot-gelben „Zudenlappen", wie diese Kreise geschmackvoll die Reichsfahne nennen, verachten und schmähen. Da aber eine Gefahr von links bei der geradezu erbarmungswürdigen Situation der deutschen Kommunisten und bei der absoluten Friedensfestigkeit und Vertrauensseligkeit der SPD. kaum in Betracht zu ziehen ist, so bleibt die bedenkliche Tatsache, daß das deutsche Reichsschwert nur sehr unvollkommen gegen die Rechte eingesetzt werden könnte.

Die ganz und gar einseitige Einstellung der Reichswehr gegen links geht auch schon aus der ganzen Art ihrer Uebungen hervor. Der gedachte Feind ist ständig eine „rote Armee"; immer wieder hört man von Soldaten, daß sie gegen gedachte „feindliche Arbeitermassen" manövrieren, und ich glaube, niemals hat man als „marxistischen Feind" die Organe oder die Deutschvölkischen bekämpft.

Das sagt allerdings nicht alles, aber es sagt sehr viel. Und man könnte Herrn Dr. Geßler nur raten, sich weniger um die Verfassung von Angriffen gegen die Reichswehr, als vielmehr um die Ursachen, die zu diesen Angriffen geführt haben, zu kümmern.

III.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse bei der Schutzpolizei. Obgleich das Offizierskorps der Sicherheitspolizei feinerzeit wohl eine ähnliche Lösung der Mannschaftsfrage wie bei der Reichswehr im Auge gehabt hatte, ist es doch wesentlich anders gekommen. Zunächst unterteilt die Schutzpolizei den betreffenden Landesregierungen. Ihre Vorgesetzten in den einzelnen Städten sind die jeweiligen Polizeipräsidenten. Da in Preußen das Ministerium des Innern dem ausnahmsweise sächsischen Minister Severing unterstellt, und ein großer Teil der Polizeipräsidenten Preußens der S. P. D. oder den anderen Koalitionsparteien angehört, während die Oberpräsidenten sämtlich politische Beamte sind, so ist es ohne weiteres klar, daß sich rechtsradikale Kreise, wenn solche vorhanden sind, nicht allzu mausig machen dürfen. Außerdem bringt es der Beamtencharakter der Schutzpolizisten mit sich, daß sie aller Offiziere, doch von Reichsfestes der Mannschaften zu den Offizieren ein Segreres ist als bei der Reichswehr. Der enge Kontakt, in dem die verheirateten Wachtmeister durch ihr Wohnen unter der Bevölkerung mit den Zivilisten stehen, ihr Dienst, alles das hat es mit sich gebracht, daß sich die Schupo-Leute weit mehr zur Volksgesamtheit gehörig fühlen, als die in völliger Abgeschiedenheit lebende Reichswehr. Ist ist ohne weiteres klar, daß gum Dienst der Schupo weit mehr persönliche Intelligenz, weit mehr Verantwortungsgefühl gefordert, als zum Exerzieren in Reih und Glied. Da der Schutzpolizist außerdem freier Staatsbürger ist und in seiner freien Zeit sich verhalten kann wie er will, während der Reichswehrsoldat sich ständig beaufsichtigt fühlen muß. Da ferner die ganz andere Einstellung bei der Schupo feststellen. Und schon während des Kapp-Putsches zeigte sich in den meisten Fällen, daß die Polizei trotz des Liebäugelns oder gar Paktierens mancher Polizeioffiziere mit den Kappisten vollkommen ablehnend gegenüber den Putschisten auftrat. Gerade die Schupo hat sehr viel zum Zusammenbruch des Kapp-Putsches beigetragen. Und man hat immer wieder feststellen können, daß nirgendwo die Putschisten Schwierigkeiten hatten, Ruhen sehr vermindernd und zurückhaltend beigetragen hat. In Sachsen und Thüringen, wo die Schutzpolizei größtenteils aus Sozialdemokraten besteht, kann überhaupt kein Zweifel an ihrer republikanischen Gesinnung bestehen. Auch sind dort seit langem alle Polizeioffiziere, die irgendwie im Verdacht des Sympathisierens mit rechtsgerichteten Bestrebungen stehen, entfernt worden. Und namentlich in Thüringen unterteilt die Polizei dem außerordentlich beschränkten Obersten

---

Abenteuer eines Breslauer Lebemannes

Mondaine Skizzen

von

Richard von Enderling

III.

Erinnerungen an Rußland.

Nachdem er jahrelang sich auf irgend einem Zollamt herumgetrieben hat, bekommt er jetzt einen Koffer zurück, der mir an der einst deutschrussischen Grenze beschlagnahmt worden war. Und ich packe und packe aus dem großen Rohrplattenkoffer Dinge, die heute Kostbarkeiten, fast unbezahlbare Schätze sind. Damals, ja damals war das alles, was man sich heute nicht für hundert Millionen kaufen könnte, eine Banalität. Gut in Seidenpapier geschlitzt, frisch und unverdorben, als hätte es nicht schon jahrelang darin gelegen. Hole ich ein seidenschillerndes Nachthemd aus den Tiefen des Koffers: eine Serie seidener Pyjamas, deren jeder zwei und einhalb Rubel gekostet hat. Alte, aute Goldrubel! Man mache sich einen Begriff von der Pracht und Herrlichkeit, die in einem Pyjama für 2½ Friedensrubel liegt. Schwer und gleißend die Seide, aus Seide die Bordüren und Besätze, aus schwerem Silber die Troddeln und Schnüre.

Ein schwarzseidener Pyjama mit gelben Besätzen; — irgendwo drüben in Moskau, in der Gegend der Jakimanka, lag eine kleine Villa mit Kuppeln und Türmen, mit Eckfenstern und kleinen Pavillons im Park. Und vor ihr stammt der elegante, arrogante Pyjama.

Kennen Sie die russische Kälte? Sie geht durch Mark und Bein, lässt die Leute auf der Straße vor Frost zusammenbrechen, und mehr dem, der ihr schutzlos ausgeliefert ist. Die Besitzer auf der Straße lahmen sich vor Kälte zitternd an die Droschkenpferde, um von deren Leibeswärme etwas zu ergattern. Die Bauern tragen über dem Schafspelz noch den schwarzen Bärenpelz, in dem es mehr Läuse gibt, als Sand am Meer. Und trotzdem in Rußland jeder fast, auch der Arme, einen Pelz hat, und sei es auch nur ein roher Schafspelz, erfrieren so und so viele in den Straßen von Jekutsk, Moskau und Petrograd.

Draußen fror es, und die Moskwa trug große Eisschollen auf ihrem Rücken. Drinnen aber in der kleinen Villa an der Jakimanka stillten die Holzscheite im Kamin und durchwabbelten das kleine Boudoir mit wohlige Wärme und Gemütlichkeit. Und, lief in einen Saffiansessel gelehnt, fang eine nicht mehr junge, aber immer noch schöne Frau die welchen Lieder der russischen Seelenbalsam.

Sie war schwarz und bleich und hatte große, dunkle Augen. Und das Haar trug sie einfach gescheitelt. Und es flimmerten die Flämmchen im lodernden Kamin über das bleiche Gesicht der schwarzen Frau. Und dann setzten wir uns auf den breiten Diwan. Es brodelte der kupferne Samowar. Durch das feierende Moskau tobt eiskalter Sturm. Hier drinnen schürte man nur Wärme. Und Liebe.

Oft saß ich viele Stunden neben dieser Frau. Und sah ihr nur in das blasse Gesicht. Sah auf ihre weißen, feingeäderten Hände. Und lauschte den Liedern, die sie sang. Ich flehte diese Frau nicht. Ich flehte nur ihre Seele.

Ein kreistisch von Boris Geriaschoff in Marmor gemeißelt, liegen die Hände dieser Frau. Blasse, schmale, feingeäderte Hände. Und zu Weihnachten küßten wir uns nach altem russischen Brauch. Es brannte die Tanne, und es glänzten die Lichter. Die Dienstboten wurden beschenkt. Dann beschenkten wir uns. Von den Windhunden, die wir auf dem Gute hatten, schenkte ich ihr eine junge, schneeweiße Hündin. Und sie küßte das Tier und freute sich wie ein Kind. Und unter dem, was für mich unter der Tanne lag, war auch der schwarze Pyjama.

Ich trug ihn nur, wenn ich bei ihr war. Und sie streichelte gerne die glatte Seide. Sie zog ihn sich selbst über die bloße Haut. Und tollte im Zimmer umher.

Jetzt regieren die Sowjets. Die Gitter, die wir einst in Kiew besessen, sind nicht mehr unser, von den Sowjets entgeignet. Und die Frau, die ich einst in Moskau geliebt, ist längst verdorben. Aber Wellesley zerfallen. Wellesley wohnt jetzt drinnen ein schwarzbärtiger Sowjetkommissar.

Doch der Pyjama ist noch da. Und ich zog ihn gestern an. Und feierte Reminiszenzen. —

Es war in der kleinen Bar im neuerbrüteten „Marmorhaus". Ich trank meinen Wisky bei der kleinen, schwarzen Barfrau. Ich bestellte einen Sekt und dachte nichts Böses. Trank nur einen Schampus nach dem andern. Da kommt ein älterer Kavalier die Treppe hinauf. Mit blassem Gesicht, wohlgenährtem Gesicht und wollüstig aufgeworfenen Lippen. Und ihm am Arm eine Frau, die nicht zu ihm paßt: schlank und stolz, mit bleichem, arrogantem Gesicht. Und die Haut unter dem kohlschwarzen, vollen Haar war weiß wie geschliffenes Elfenbein.

Ich sah der Frau ins Gesicht. Auf die apollinische Figur. Und dachte noch, wem sie ähnlich sei. Und es kam mir ein verschwommenes Bild ins Gedächtnis zurück: eine kleine Villa im fernen Moskau, eine schwarze Frau mit schneeweißer Haut, ein Boudoir mit vielen seidenen Kissen.

Und ich sah die Frau an. Und sie fesselte mich. Und während der Barkeeper sie einen Augenblick verließ flüsterte ich ihr ein paar Worte ins Ohr.

Und wir trafen uns am nächsten Tage nachmittags.

Sie war keine Russin. Nur eine kleine, deutsche Frau. Und ich liebte noch niemals die deutschen Frauen. Sie sind mir zu mädchig, zu fade, zu blond, zu kühl in der Liebe und zu nüchtern.

Doch die eine Schwarze, die jetzt bei mir war, hatte Feuer und Glut in den Adern. Und wenn ihre Wangen glühten und ihre Augen sprühten, dann riß es meine Sinne zu ihr mit Macht. Dann dachte ich an manche tolle Nacht in der kleinen Villa in Moskau.

Und es wurde Abend. Die Dunkelheit stieg nieder. Im Dunkeln, in Dämmerung lag das Zimmer, lag der Diwan, auf dem sie lag. Mit verträumten Augen sah sie ins Leere, sah nach dem frechen Silbern an den Wänden, nach den Minarettes auf dem Kamin. Und als müßte es so sein, trat ich an den Diwan. Und zündete die blaßroten Ampeln an. Und dann sah ich ihr in die kohlschwarzen Augen. Nahm den schwarzen Pyjama aus dem Schrank. Nahm die Balalajka träumend zur Hand. Und sang das Lied vom roten Sarafan.

Und während die schlanke Deutsche mich verhend umfing, dachte ich an die Nächte im fernen Moskau. An die weißhäutige Russin mit dem kohlschwarzen Haar, an das kleine, fiebernde Boudoir.

Die Deutsche schmiegte sich an mich mit sengendem Blick. Ich stieß sie mit milden Händen zurück, lehnte mich sinnend an die kühlende Wand.

Und dachte eine feine Vaterland. An Rußland, an Moskau und die Moskauer Nächte — —

Mädchen, die man nicht lieben soll.

Ich schreibe diese Artikel nicht nur, weil mich der Krieg und die Umwälzung in Rußland um Hab und Gut gebracht hat, und ich, einst sorgloser Globetrotter und reicher Don Juan, mir jetzt mit der mühseligen Artikelschreiberei mein Brot verdienen muß. Nein, ich bin nicht so materialistisch, nur um Geld und Honorar zu arbeiten. Ich habe viel erlebt, viel Schönes und viel Unerbauliches. Und ich glaube die Welt besser zu kennen als alle die Literaten, die dicke Bände über die Mysterien Pflungnerin schreiben, in Wirklichkeit aber noch nicht über Deutschlands enge Grenze hinausgekommen sind.

Geboren in Rußland, in Warschau und Paris erzogen, habe ich in den Zentren moderner Lebens meine Jugend verlebt und in frühester Jugendzeit alle die Geheimnisse des Lebens und der Liebe kennengelernt, die man nur im eleganten, verderbten Paris, im Kokettenüberfluß Warschaus verborgen findet und im feudalen Moskau, der Stadt, in der es große Kavaliere und große Kokotten gab. Und vielleicht noch mehr. Ich will in diesen Artikeln nicht nur amüsante Situationen aus meinem vielbewegten Leben bringen, sondern auch Schilderungen, aus denen jeder, der nachdenkt, mancherlei Aufklärung schöpfen kann.

Nach dieser Abschweifung ins Persönliche nun zurück zum Thema. Ich habe genug im Leben und in der Liebe erlebt, um mich mit gewissem Anrecht als Lebemann bezeichnen zu

Oberschlesien amüsiert sich

Die Hälfte aller Breslauer Kokotten, ein Viertel aller Berliner Talonfrauen stammt aus Oberschlesien. Reich gesegnet ist dieses Land mit Frauen und Schnaps. Der Schnaps dort ist gut. Die Frauen zum Teil auch. Und Schnaps und Frauen sind Oberschlesiens rentabelste Exportartikel. Ob man in Köln, in Dresden, in München ist, man wird Frauen finden mit jenem robusten Geschlechtsausdruck und jener harten Aussprache, den zwei Eigenheiten der oberschlesischen Frauen. Das heißt natürlich: der Frauen, die hier in Betracht kommen.

Der Großstädter ist doch eigentlich recht anspruchslos. Wenn man selbst hier in Breslau, wo es doch wahrlich genug Frauen gibt, ein Möbel sieht, das ein einigermaßen annehmbares Gesichtchen und schlanke, grade Beine hat, und ein bißel fescher ist als die andern Kätzchen, gleich ist halb Breslau hinterher. Und nur ein Ruf schallt durch Reih und Glieb: „Brocke, der Laden!"

Wenn ich nach Oberschlesien komme, sehe ich erst, wie arm doch unser Städtchen Breslau an feschen Frauen ist. Wenn man wirklich ein paar wirkliche Klassefrauen nach Breslau schaffen, man müßte von drüben aus Oberschlesien ein halbes Dutzend von den Kätzern, die dort unbeachtet, unbewundert herumlaufen, hierher nach Breslau bringen, chik einkleiden. Und dann würde Breslau staunen.

Als Gast eines oberschlesischen Freundes meines Blattes sitze ich jetzt hier in Beuthen in der Weinstube von P—t und denke an die drei Tage meines Aufenthaltes in OS. zurück. Das Erste, was einem Fremden hier zu allererst auffällt: es wird hier fürchterlich ges— pardon: getrunken. Beim zwanzigsten Cognak macht man eine Pause, trinkt schnell ein Glas Bier zur Abwechslung und trinkt den nächsten Cognak. Herr des Himmels, haben die Leute einen Durst. Und hier trinkt alles, ob Männlein oder Weiblein. Vormittags schon sitzen sie bei Kitzling und langen an, die Kehle einzuschmieren (keine Angst, ich nenne keine Namen!). Nachmittags sitzen sie immer noch da. Und abends fängt es erst richtig an.

Rupp, der Schnaps ist mir doch schon in das lockige Dichterhaupt gestiegen. Ich wollte von den oberschlesischen Frauen erzählen und spreche von Bier und von Schnaps.

Also: in Beuthen gibt es ein entzückendes, kleines Lokal, etwas abseits des Zentrums gelegen. Hier ist sehr dufter Betrieb. Sehr großstädtisch. Bergelung, nicht großstädtisch. Denn wenn somas in der großen Stadt vorkäme, spränge gleich die Sittenpolizei zwischen. Denn es geht wirklich sehr dufte zu. Die Nischen sind sehr intim und dufter, die Damen, die hier verkehren, sind sehr jung, sehr fesch und unternehmungslustig. Und die Kavaliere, die herkommen, haben viel Geld. In den Nischen fließt Sekt und Wein, die Stimmung steigt fast schneller als der Dollar, und es wird oft sehr, sehr intiiiim. Der Rest ist Schweigen.

Ja, somas kommt in dem netten Städchen Beuthen vor. In Beuthen gibt es auch sehr regen Straßenbetrieb. Ich traf da zum Beispiel etliche jener kleinen Geschöpfe, die man hier als „Gretchninchen" bezeichnet. Und als die mich sahen, flüsterten die ganz entzückt: „Mojne, Du, die Nachtpost is bal" Ja, und als ich dann die Mädchelein fragte, woher sie mich kennen, meinten sie ganz klitzergnädig: „Mieronje, Mäntsch, erkennst Du mich nicht? Ich bin doch früher in Breslau in der Schweidnitzer gelaufen." Ich freue mich, wie international doch unsere Breslauer Gretchninchen sind: mal in Beuthen, mal in Breslau — —

Ich war auch in Gleiwitz. In irgend so eine kleine Seitenstraße führte mich mein Cicerone. Wir kamen in eine kleine Weinstube. Sehr klein, das Lokal, aber dafür hübsch dunkel und mit vielen Nischen. Deshalb ist es auch sehr besucht. Der Wein, den man dort bekommt, ist sehr mittelmäßig. Aber die Frauen, die man hier kennen lernt, sind gut.

In Ratibor war ich nur kurze Zeit. Und gleich das erste, was ich erlebte: auf dem Bahnhof am Schalter unterhalten sich zwei Damen gesetzten Alters. Ich dachte erst, es wären wirkliche Damen. Es war aber nicht so schlimm. Die eine meinte gerade zur andern: „Hanna, Mensch, bei mir steht die Marie wieda sehr sauer. Wenn ich heute kennen Freier krieg, meld ich mir zur Heilsarmee und singe fromme Lieder!" Und die andere meinte sehr melancholisch: „Emmesß, Du, is ne saure Parnoße!" Es ist also überall schlechte Konjunktur für die Halbmeltkunen. Auch in dem geldgesegneten Oberschlesien.

In Beuthen wird nicht nur sehr viel getrunken und mit den Frauen kokottiert. Nein, es wird auch sehr viel geschoben. Was man alles verschiebt? Nun, hauptsächlich Devisen. Vor den Banken stehen die Fremdlinge aus dem Osten und lauern auf die Leute, die bei der Bank ihr Devisen einwechseln wollen. Und denen flüstern sie leis ins Ohr: „Ich geb Ihnen fünfzehn Prozent mehr als die Bank!" Und im nächsten Hausflur wird das Geschäft perfekt gemacht.

Richtige mondäne Lokale gibt es eigentlich in Beuthen nicht. Ein paar solide Weinstuben, in denen die Kaufleute ihre Geschäfte abschließen. Die beiden großen Cafés Juszczyk und Café Hindenburg, die wirklich sehr großstädtischen Betrieb haben. Und dann ein paar solide Cafés, in denen es ebenfalls solide zugeht. Und dann jenes kleine Lokal, in dem es eben etwas „dufte" zugeht.

Der Hauptbetrieb in Beuthen scheint sich in den eleganten, diskreten Junggesellenwohnungen abzuspielen. Da geht es sehr feudal zu. Geld gibt es ja in Oberschlesien genug. Speziell in Beuthen, der Stadt der reichen Geschäftsleute. Da lobet man sich ein paar fesche Frauen ein, Sekt, Wein und die unvermeidlichen Liköre hat jeder Kavalier in der Wohnung. Und man macht die Nacht zum Tage und trinkt bis zum Wein und den Weibern.

Früh, wenn man durch Beuthens Straßen geht, sieht man nur manche übernächtigt ausschauende Gestalt: männlichen, weiblichen und — sächlichen Geschlechtes. Ja, auch somas gibt es in Beuthen. Hach, Gott, Du Bitterbitterböser!

Und auch ich werde, wenn ich aus Beuthen nach Breslau zurückkomme, wohl etwas übernächtigt ausschauen. Denn Liebe und Schnaps zehren sehr. Und beiden diesen oberschlesischen Spezialitäten habe ich hier viel, vielleicht zu viel gehuldigt; — —

Schmien-, Schmien, Schmientschlowitz,
Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz,
Borsig, Ruda, Morgenrot,
Dort soff sich schon mancher tot.

Amen!

H. B. Beuthen

M. Ro.

Der weibliche Junggeselle

Wer ein offenes Auge für die kulturellen Entwickelungen der Gegenwart hat, kann sich nicht des Eindruckes erwehren, daß die Frauenbewegung eben im Begriffe ist, in eine ganz neue Phase einzutreten, die sich nicht bloß in den Forderungen der Führerinnen kundtut, sondern auch in der Literatur bereits Raum zu gewinnen anfängt. Ohne zu übertreiben, kann man sagen, daß diese Phase die bedeutsamste der gesamten Frauenbewegung zu werden verspricht.

Ueberblickt man die Entwicklungslinie der Frauenbewegung, so erkennt man sofort, daß sich die Bestrebungen der Frauen, die Gleichstellung mit dem Manne innerhalb der Gesellschaftsordnung zu erreichen, in drei Phasen gliederten, die, wie bei allen kulturellen Entwickelungen, nicht streng voneinander abgegrenzt sind, sondern vielfach nebeneinander laufen und ineinander übergehen. Diese drei Abschnitte sind die wirtschaftliche, die politische und ethische Phase.

Am Anfang war das wirtschaftliche Moment die große Triebfeder, die die ganze Frauenbewegung in Schwung brachte. Die Frauen eroberten sich die männlichen Berufe, die Anerkennung der Gesellschaft, neben und mit dem Manne wirken zu können. Sie drangen in die Handwerke, in das Geschäftsleben und schließlich auch in die wissenschaftlichen und amtlichen Berufe ein. Es ist bezeichnend, daß die Frauen von diesen wirtschaftlichen Möglichkeiten, die ihnen nun gegeben sind, gar nicht jenen umfangreichen Gebrauch machen, wie man dies nach der Energie des Auftretens, mit der sie diese Ziele verfolgten, hätte erwarten sollen. Ich glaube, daß noch kein Stand irgendwie von Frauen überschwemmt ist.

Dann kam die politische Phase. Die Frauen errangen Schritt für Schritt öffentliche Rechte. Es kann nicht unbemerkt bleiben, daß ihnen in den mitteleuropäischen Staaten die Revolutionen der Nachkriegszeit bei der Erreichung dieser Ziele zu Hilfe kamen und das Tempo wesentlich beschleunigten. Die Frau hat jetzt nicht nur das Wahlrecht, sondern kann auch gewählt werden. Wieder muß man sagen, daß der Gebrauch, der von dieser Freiheit gemacht wird, kein überragender ist. Ich kenne, wenn man vielleicht von einigen sozialistischen Parteigängerinnen absieht, bei denen das Temperament weit mehr als die Sachlichkeit überwiegt, keine irgendwie hervorragend politisch tätige Frau.

In der allerletzten Zeit machten die Frauen nun einen Vorstoß, um die sittliche Gleichberechtigung mit dem Manne zu erlangen. Diese stehe ihnen noch. Alle anderen Gleichberechtigungen sind unvollkommen, wenn sie nicht auch diese besitzen. Was nutzt die wirtschaftliche und die politische Gleichberechtigung, wenn ihr die geschlechtliche fehlt. Solange man die Frau nicht sittlich ebenso wertet wie den Mann, fehlt in der Krone der Gleichberechtigung der wertvollste Edelstein.

Die Frauen empfinden es nicht nur als eine Rückständigkeit, sondern auch als eine Ungerechtigkeit, daß man ihnen die geschlechtliche Freiheit vermeigert, die man den Männern ohne weiteres als eine Selbstverständlichkeit zuspricht. Der Mann genießt bekanntlich in der überlieferten Gesellschaftsordnung das Vorrecht einer sehr weitgehenden geschlechtlichen Freiheit. Sein gesellschaftliches Ansehen wird durch die Ausschreitungen seines Geschlechtslebens nicht gemindert. Er erleidet keinen Abbruch an Ansehen, wenn es bekannt wird, daß er von seiner geschlechtlichen Freiheit Gebrauch macht.

Wird aber von einem Mädchen oder von einer Frau bekannt, daß sie geschlechtliche Beziehungen unterhält, so sieht man sie in der Gesellschaft schief an, man ächtet sie. Es gibt Leute, die sich auf das „Moralische" in dem Augenblicke besinnen, als sie hören, daß eine Frau, ein Mädchen, das getan hat, was sie zu tun sich selbst und allen Männern als gutes Recht zubilligen.

Man kann nicht leugnen, daß hier eine ethische Ungerechtigkeit, ja eine logische Inkonsequenz vorliegt. Der Gedanke, daß man Frau und Mann für ein und dieselbe Handlung verschieden sittlich wertet, daß man dem einen erlaubt und bei anderen das Nämliche verbietet, ist ein ethischer Unsinn. Es gibt keine doppelte Moral.

Freilich liegen die Schwierigkeiten hier nicht nur auf gesellschaftlichem Gebiete, sondern auch auf physiologischem. Man muß bei der Erörterung dieses Themas immer die natürliche Belastung der Frau durch die Folgen der Liebe in Betracht ziehen.

Nun ist aber die gesetzliche Rehabilitierung des unehelichen Kindes schon in vielen Ländern, auch bei uns, erfolgt. Das uneheliche Kind genießt dieselben Rechte und den gleichen legislatorischen Schutz wie das eheliche. Dieser rechtliche Fortschritt kommt der Frage der ethischen Gleichstellung zwischen Mann und Frau sehr entgegen. Aber auch in einigen Beamtenkategorien ist das Diffamierende der unehelichen Schwangerschaft schon ausgemerzt. Vor dem Umsturz wurde in Oesterreich jede Beamtin, die Mutter wurde, mit Dienstentlassung, also mit Zerstörung ihrer Existenz, bestraft, eine Härte, die überaus ungerecht war und nur den rückständigen, konservativen Anschauungen der Vergangenheit entsprach. Bei den Telephon-, Telegraphen- und Postbeamtinnen ist diese Härte im Verordnungswege gemildert worden. Die uneheliche Mutter ist kein Gegenstand amtlicher Verfolgung mehr.

In Frankreich geht man in der letzten Zeit noch weiter. Es ist dort eine ganze Literatur entstanden, die sich mit dem weiblichen Junggesellen, mit dem femininen Garçon, beschäftigt. Man verlangt für die weiblichen Junggesellen dieselben geschlechtlichen Freiheiten wie für ihre männlichen Zeitgenossen. Einige Romanschriftsteller haben diese Forderung zum Gegenstand schön wissenschaftlicher Darstellungen gemacht und der Kampf um den weiblichen Junggesellen bildet das Gesprächsthema in den Pariser Salons. Es wird natürlich gar nicht lange dauern, so werden wir das Problem auch auf der Bühne vorgesetzt bekommen. Allen einheimischen und ausländischen Schwankdichtern ist größte Eile in diesem Belange empfohlen, um der Konkurrenz in diesem interessanten Thema zuvorzukommen.

Während den wirtschaftlichen und politischen Forderungen der Frauen feinerzeit nur die simplen Bedenken des Ungewöhnlichen gegenüberstanden, haben die mutigen Frauenrechtlerinnen hier, wo es sich um die Gleichberechtigung auch in erotischer Beziehung handelt, mit einem weit größeren, stärkeren und unerbittlicheren Gegner zu kämpfen: mit dem Vorurteil. Es wird sich zu bald zeigen, ob sie diesen Widerstände ebenfalsicht brechen werden, wie sie die anderen Widerstände gebrochen haben.

Alois Ulreich.

Opiumtraum

Die Kokain- und Morphiumsucht wütet in Paris nach wie vor, trotz der strengen Strafen, mit denen die Verbreitung dieser Gifte und ihre unrechtmäßige Beschaffung bedroht sind.

So wandte sich kürzlich, wie aus Paris geschrieben wird, die Inhaberin eines großen Modeateliers an die Polizei, um ihren eigenen Sohn anzuzeigen und ihn auf diesem Wege aus den Händen einer Morphinistin zu befreien. Sie hatte ihn, der nachbenannter Schriftsteller, Theaterlektor, Lektor bei einem Verlagsbuchhändler gewesen war, nach langem Suchen bei einer wohlhabenden Dame, die ebenfalls literarisch hervorgetreten ist, in deren eigenem Hause ausfindig gemacht. Als die Polizei hier erschien, fand sie den jungen Mann, Verwichon mit Namen, und die Dame, eine Madame Danolle, in einem Raum vor, der nicht weniger sachgemäß eingerichtet war, als eine chinesische Opiumhöhle. Madame Danolle, die auch „Officier des Ordens der Instruction Publique" ist, hatte sich Morphium und verwandte Gifte in Dutzenden von Apotheken auf teuerste gefälschte Rezepte besorgt. Den jungen Mann gab sie als ihren „Sekretär" aus und nahm ihn der Polizei gegenüber lebhaft in Schutz. Aber das nutzte ihr nichts. Beide mußten jetzt auf die Anklagebank, und das Gericht verurteilte die Morphinistin zu einem Jahr Gefängnis, während ihr „Sekretär" mit einem halben Jahr davonkam.

Vor dem Bürgerkrieg

I.

Die Verhältnisse in Deutschland entwickeln sich mit atemberaubendem Geschwindigkeit. Was gestern noch unmöglich schien, ist heute bereits durch die Tatsachen überholt. Der Dollar, dessen Kurs von 100 000 viele für das höchste der Gefühle hielten, steht heute mehr als zwanzigmal so hoch, und es ist garnicht abzusehen, wenn ein Ende des Marksturzes zu erwarten ist. Hand in Hand damit geht eine Inflation, die jeder Beschreibung spottet. Die illustrierten Zeitungen bringen, wie einst in Oesterreich, Bilder, die den Abtransport der Papiergeldmassen per Handwagen und Waschkorb darstellen. Die österreichische Krone, ebenfalls das Gespött unserer Neumarkslugen, ist, wie die polnische Mark, zur Edelvaluta geworden. Und die Teuerung bei uns hat einen Grad erreicht, der jeder Beschreibung spottet. Tausende und Abertausende von Menschen hungern, nein, verhungern bei lebendigem Leibe. Schon kostet der Liter Milch 22 500 Mark, ein Preis, der längst die Presse in Sowjetrußland hinter sich gelassen hat, die einst von unserer Generalanzeigerpresse mit hämischen Bemerkungen abgetan wurden. Alles das ist die Folge einer Politik, die mit untauglichen und unzureichenden Mitteln größten Zielen nachjagte. Der vollkommene Bankerott der Cuno-Regierung, das Versagen dieses Kabinetts auf der ganzen Linie sind erst der Auftakt viel furchtbarerer Ereignisse, die uns bevorstehen, und denen wir kaum noch zu entgehen vermögen. Nirgends haben die Hilferufe Cunos, der mit großen Verbindungen mit England und Amerika renommierte, irgendwelche Antwort gefunden. Es sei denn, daß der Besuch eines armseligen argentinischen Schulschiffes in Hamburg von unseren „Politikern" als wertvolle Akquisition gebucht wird. Uebrigens war es wieder einmal so echt deutsch, als sich Herr Cuno mit Frau und Kindern und gleich hinterher der Reichspräsident Ebert förmlich überschlugen, um nur so den Argentiniern unsere freundschaftlichen Gefühle auszudrücken. Aber irgendwelche Folgen wird der Besuch des „Presidente Sarmiento" in Hamburg für uns nicht haben.

Inzwischen hat zwar im englischen Parlament manche Redeschlacht stattgefunden, die sich mit Frankreichs Ruhrkampagne beschäftigte, aber das Resumé aller dieser Rodomontaden zog ganz klar der alte Lloyd George, der wenigstens die Ehrlichkeit hatte, zu sagen, daß es für Deutschland nur zwei Möglichkeiten gäbe: Kapitulation oder Untergang. Alles Uebrige, was im Ober- und Unterhaus verzapft wurde, war nichts anderes als Quatsch mit Sauce.

Man hätte sich einen passiven Widerstand ganz gut denken können, den Poincaré wohl kaum hätte brechen können: den Widerstand der Ruhrarbeiter, gestützt von ausreichenden finanziellen Machtmitteln, die nur durch die Beschlagnahme der großen Vermögen und die erbarmungslose Erfassung der Sachwerte zu beschaffen gewesen wären. Cuno, der Vertrauensmann der Stinnes und Konsorten, wagte es aber nicht, wider den Stachel zu lecken. Er kuschte vor den Ruhrkapitalisten und „stützte" den Widerstand mit Papier. Das „bürgerliche Kabinett", der „Kanzler des Widerstandes", sie haben so hoffnungslos abgewirtschaftet, wie noch keine deutsche Regierung, und durch das ganze Volk geht ein Sturm der Empörung gegen eine derartige Regierungskunst. Aber der Schrei „Deutschland muß Cuno", der jetzt durch das ganze Reich gellt, verfehlt seine Wirkung vollkommen bei den Männern, die sich in die Ministersessel klammern. Und ein Teil der Presse, allen voran Herr Theodor Wolff vom „Berliner Tageblatt", der mit seltener Eindigkeit seit zehn Jahren immer das falsche Pferd herausfindet, auf das er setzen kann, kann sich noch immer nicht entschließen, das Wrack zu verlassen. Nach kläglicher Probe ist das Verhalten der großen Parteien des Reichstages. Ein ganz besonders beschämender Weise dokumentiert aufs neue die Sozialdemokratie ihre Weltfremdheit. Die Hermann Müller, Wels und Genossen merken, genau wie 1918, noch immer nicht, was die Glocke geschlagen hat. Und aus rein taktischen Gründen lavieren sie mit dem Parteischiff so lange zwischen Scylla und Charybdis umher, bis die Wogen über ihm zusammenschlagen werden.

II.

Es ist kein Zweifel mehr möglich. So entsetzlich der Gedanke eines Bürgerkrieges ist, so sehr man wünscht, dem deutschen Volke diese furchtbarste Anfechtung zu ersparen, so hinausbleiblich scheint beinahe diese letzte Konsequenz. Eine hilflose, aber trotzdem mit aller Gewalt sich an die Aemter klammernde Regierung, eine entsetzliche Hungersnot, ein schamloser Wucher, Zurückhaltung der Waren und die allenthalben aufflammenden Hungerrevolten zeigen an, was die Glocke geschlagen hat. Die Sozialdemokratie im Verein mit den Gewerkschaften, sie haben die Macht, die Regierung allein zu übernehmen, gemeinsam meinetwegen mit den Kommunisten. Es ist lächerlich, ja, es ist Hochverrat an der eigenen Sache, wenn Hermann Müller den Gedanken der „Arbeiterregierung", also eines reinsozialistischen Kabinetts, glatt verwirft. Die Sozialdemokratie, so lange sie noch einig ist, ist noch immer die stärkste deutsche Partei. Und sie könnte mit einem Schlage die große Masse des deutschen Volkes für sich gewinnen, wenn sie sich entschließen könnte, mit fester Hand das Steuer des Staates zu ergreifen, den absolut aktionsfähigen Reichstag zum Teufel zu jagen und dem Kapital zu sagen, daß es gehen. Eine Einigung mit Frankreich wäre in diesem Falle weit rascher möglich, als eine solche mit dem Kabinett Cuno, das absolut unmöglich ist, und das auf keinerlei Entgegenkommen von Frankreich rechnen kann. Aber es ist kaum zu erwarten, daß der jetzige Vorstand der S. S. P. D. die Initiative zu einem derartig entschlossenen Vorgehen aufbringen könnte. Die Folgen davon sind eben jene weitgehenden Zersetzungserscheinungen in dieser Partei, die ich in meinem letzten Artikel gekennzeichnet habe und die inzwischen in der Sonderkonferenz des linken Flügels der S. P. D.-Fraktion in Weimar ihre Krönung gefunden haben. Ich wiederhole, was ich schon damals sagte: Die endgültige Spaltung wird und muß kommen. Mit Männern vom Schlage eines Hermann Müller, eines Bernstein gibt es keinen gemeinsamen Weg für wirkliche Sozialisten, und die Rosenfeld, Levi und Fries müßten von allen guten Geistern verlassen sein, wenn sie sich vor Männern wie diesen duckten würden, die auch nicht einen Funken von wahrem Sozialismus mehr besitzen. Erst jetzt zeigt sich, wie recht Rosenfeld auf dem letzten U. S.-Parteitage hatte, als er mit schweren Herzens in die Einigung willigte. Diese Trennung aber zerreißt aufs neue die Arbeiterschaft. Es ist eine Schande, daß die S. P. D.-Arbeiter nicht soweit sind, daß sie endgültig mit den „Führern" von der Sorte Hermann Müllers Schluß machen können, die die Verderber der Arbeiterbewegung sind, und die den Sozialismus durch ihre unselige, verhängnisvolle Kompromißpolitik heillos blamiert haben.

Aber während im S. P. D.-Lager heillose Verwirrung Platz greift, vollzieht sich auf der äußersten Rechten und der äußersten Linken ein geradezu überraschender Frontwechsel.

III.

Als ich in meinem Artikel „Kinstern im Gebälk" auf das sich entspinnende Liebesverhältnis zwischen unseren Extremisten links und rechts aufmerksam machte, gab es viele Besserwisser, die überlegen lächelnd den Kopf schüttelten. An eine Paarung der frengnationalen Völkischen mit den Kommunisten sei natürlich im Ernst nicht zu denken. Wenn Radek in seinem Schlageter-Artikel wirklich im Ernst angepocht habe, so würde ihm ganz bestimmt auf das energischste die Tür vor der Nase zugeschlagen werden. Und was geschah? Graf Reventlow, einer der wildesten Völkischen-Führer, der verflossene Manager der gleichfalls verflossenen Vaterlandspartei, einer der radikalsten Völkischen, antwortete dem Bolschewisten Radek in einem Artikel in der „Roten Fahne" auf das entgegenkommendste. Man denke sich: Graf Reventlow als Leitartikler der „Roten Fahne"! Wer das noch vor einem halben Jahre zu prophezeien gewagt hätte, wäre für unheilbar wahnsinnig erklärt worden. Es scheint fast, als ob bei Gott und den deutschen Völkischen nichts unmöglich sei, als ob diese gutmütige Nation sozusagen das Verfuchskaninchen für die allertollsten Experimente sei. Man muß den Artikel Reventlows gelesen haben, um zu verstehen, was sich da anbahnt. Denn das endgültige Bündnis der Kommunisten mit den Völkischen wäre gleichbedeutend mit dem augenblicklichen Ausbruch des Bürgerkrieges. Allerdings würde er vielleicht in diesem Falle nicht lange dauern, denn der Kapp-Putsch hat gezeigt, daß die neuen Machthaber noch schneller auseinfallen als selbst Wilhelm von Doorn. Aber wenn man ganz ehrlich sein will, so muß man doch bekennen, daß diese neue abenteuerliche Paarung der beiden Extreme noch weit sympathischer ist als die sogenannte „Große Koalition". In sehem Fall sieht man, daß sich die Heere des kommenden Bürgerkrieges bereits formieren. Und es scheint fast, als müsse ein Wunder geschehen, ihn zu verhindern.

IV.

Aber während das alles geschieht, lebt die sogenannte „große Welt", die ganze wie die halbe, kreuzfidel in den Tag hinein. Diese Leute, die in den Weinlokalen spielend Zechen von Millionen machen, denen kein Vergnügen zu teuer und kein Wertgegenstand unerreichbar ist, wissen nicht, ahnen noch nicht einmal, wie weit wir schon sind. Sie tanzen am Rande eines Vulkans und schließen noch die Augen bei dieser rasenden Tarantella, nur, um nicht sehen zu müssen. Was fragen diese Menschen danach, wie ihre Brüder leben? Sie genießen in vollen Zügen. Und soll man sie dafür allein verdammen? Nicht sie tragen die Schuld an all dem Wahnwitz, der Widersinnigkeit von ungeheurem Reichtum und verzweifelter Armut. Sondern der Staat, der der Sachwalter der Allgemeinheit sein soll, er ist der eigentlich schuldige Teil. Lächerlich sind alle Wohlfahrtsaktionen, kindisch die Appelle an die private Wohltätigkeit. Die Not hat zu fordern, nicht zu betteln, und wehe dem Staat, wehe der Gesellschaft, die dieses elementarste Recht des Menschen, das Recht zum Leben, übersieht. Früher oder später muß eine solche „Ordnung", wenn man das noch Ordnung nennen will, krachend in sich zusammenbrechen.

Noch immer scheint es weiten Kreisen nicht einzuleuchten, was heutzutage ein definitiver Zusammenbruch gerade für Deutschland bedeuten würde. Der Zusammensturz einer Gesellschaftsordnung und der ihm logisch folgende Bürgerkrieg ist schon für Länder wie Rußland, die doch erst am Anfang der hochkapitalistischen Entwickelung standen, von furchtbaren Folgen gewesen. Zwar ist Rußland, gestützt auf sein nahezu unerschöpfliches agrarisches Hinterland, unter furchtbaren Opfern über die Krise hinweggekommen und befindet sich, nach der Ansicht aller unvoreingenommenen Besucher in einer langsamen Aufwärtsentwickelung. Aber das ist eben auch Rußland, das infolge seiner ungeheuren natürlichen Hilfsquellen, seiner verhältnismäßig leicht lenkbaren Bevölkerung und seiner außerordentlich günstigen geographischen Lage, die es unangreifbar macht, die nötige Zeit fand, um die furchtbaren Gefahren zu überstehen. Aber es gibt keinen Vergleich zwischen Rußland und Deutschland. Fast aller natürlichen Hilfsquellen beraubt, von Parteihämpfen zerrissen, mit unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen den einzelnen Landesteilen (Sachsen—Bayern), zwischen drei bis an die Zähne bewaffneten und miteinander verbündeten Staaten, von denen mindestens zwei sofort einschreiten würden, mit offener Küste, ohne nennenswerte Streitkräfte zu Wasser und zu Lande und, last not least, ohne irgendwelche Autoritäten, die hinreißend und begeisternd wirken könnten, käme das Ende ziemlich rasch. Ehe die Deutschen mit ihrem Bürgerkrieg auch nur richtig im Gange wären, würde die polnische Fahne in Königsberg und Breslau, die französische in Hannover und Kassel, wahrscheinlich auch in Hamburg und Bremen wehen. Und das nur noch lose am Reiche hängende Bayern würde sich keinen Augenblick besinnen, sich vom Reiche endgültig zu lösen. Das wäre noch der am leichtesten zu ertragende Verlust. Aber bei der ganzen Situation Deutschlands würde der Ausbruch eines langwierigen Bürgerkrieges das Signal für alle Reichsfeinde sein, das Ende mit Schrecken herbeizuführen. Aber es ist bei der Verwirrung, die im deutschen Parteileben herrscht, garnicht abzusehen, wer endgültig die Oberhand gewänne, es sei denn, daß eine Kombination wie die kommunistisch-deutschvölkische mit einem einzigen Anlauf die Macht ergriffe. Bei den außenpolitischen Widerständen, die gerade diese Kombination fände, würde auch sie sich kaum halten können. Das gäbe dann also keinen Kampf zwischen Parteien, Richtungen, politischen Gruppen, sondern einen Kampf Mann gegen Mann, Mord und Totschlag und wahrscheinlich die Aufteilung Deutschlands.

V.

Das gilt es zu bedenken, wenn immer wieder grotzschnäuzig vom Durchhalten an der Ruhr gepraßt wird. Ein Widerstand, ein Kampf mithin hat nur Zweck, wenn ein Erfolg möglich ist. Ist das nicht der Fall, und nur Idioten können glauben, daß wir jetzt noch, in dem trostlosen Zustande, in dem sich Deutschland befindet, „siegen" könnten, so muß man, so weh es auch gar manchen Kämpen des Widerstandes tun mag, sich mit dem Gedanken der Kapitulation vertraut machen. Je eher man das tut, um so besser wäre es. Denn es geht nicht an, das Schicksal einer ganzen Nation auf eine Karte zu setzen, noch dazu ohne Aussicht auf durchschlagenden Erfolg.

Wenn man tatsächlich, was die Ruhrfrage anbetrifft, vor der Wahl Kapitulation oder Untergang steht, dann ist es verbrecherisch, aus Eigensinn die Kapitulation abzulehnen. Es gilt zu prüfen, wirklich ernstlich zu prüfen, ob es soweit ist und dann zu handeln. Das Wohl von 60 Millionen Menschen darf nicht wegen einer lächerlichen Prestigefrage eines Kabinetts aufs Spiel gesetzt werden. Wenn wir mit Cuno nicht untergehen wollen, und es gibt keinen anderen Ausweg als die Kapitulation, dann müssen wir eben ohne Cuno und uns dadurch retten, kapitulieren. Denn so wie jetzt geht es nicht weiter. Es ist nicht aller Tage Abend. Und auch Frankreichs Bäume wachsen nicht in den Himmel. Genau so, wie das wilhelminische Deutschland an seinem eigenen Größenwahnsinn zugrunde gegangen ist.

Max Gruchwitz, Stadtverordneter.

Im Marmorhaus

In der Friedrich-Wilhelmstraße, im ehemaligen D. K.-Gebäude, ist am 4. d. M. ein Etablissement eröffnet worden, wie wir es an Eleganz und Großzügigkeit in Breslau noch nicht kannten. Um und für sich ein Prachtgebäude, ist das „Marmorhaus" durch die zielbewußte Direktion zu einem mondänen Lokal gemacht worden, das es mit den besten Berliner Häusern aufnehmen kann. Der große Varieté-Saal ist der größte und eleganteste Bühnenraum Breslaus. Die eleganten Nebenräume, die elegante Bar sind Zielstätte. Das ganze Etablissement an und für sich ist eine Sehenswürdigkeit für jeden Breslauer, wie für jeden Fremden, der in Breslau etwas sehen und hören will. Das „Marmorhaus" ist trotz der eleganten Inventarisierung auf Massenbesuch eingerichtet. Kein Napp, kein Weinzwang. Und alles, was geboten wird, ist ausgesprochen erstklassig. Direktor Albert Gillmeister, der beliebteste, der u. a. den eleganten „Wintergarten" und die pompöse „Villa Jedlitz" geschaffen hat, gebührt das Verdienst, daß der Marmorhaus der Stadt Breslau etwas ganz Außerordentliches, eine Sehenswürdigkeit geboten zu haben. Die beiden Eröffnungstage sahen ein vollkommen ausverkauftes Haus.

Das Eröffnungsprogramm, das den ganzen Monat August läuft, war von der ersten bis zur letzten Nummer erstklassig und sehenswert. Voß als humoristischer Karikatur-Schnellmaler recht heiterkeitstüchtig. Eine Spitzentänzerin, wie wir deren wenige haben: Brunhilde Freihoff, elegant und graziös, mit großem künstlerischen Können. Eine fesselnde Varietésnummer: Fred Clowser, Springer auf rollenden Fässern, eine Glanznummer des Programms. Dann: Richard Schulze, sächsischer Komiker. Man muß ihn sehen und hören. Das Publikum wälzt sich, Lachsalven toben durch das Haus. Zwei Meister in ihrem Fach: 3 Ernest, fabelhafte Jongleure mit verblüffenden Leistungen. Fritzi Binkin, uns Breslauern keine Fremde, fesselt mit ihren geistvollen und temperamentvollen Tyrolergesängen. Die 2 Evos bringen nervenkitzelnde equilibristische Neuheiten in elegantem, vornehmem Rahmen. Eine ergötzliche Gesellschaftsdichtung: 2 Skamoroschen, sprühende Zwerchfell, mit hetmatlichem Gesang und Tanz und prachtvollen Nationalkostümen. Dann eine Darbietung voller Chik und Charme, eine Künstlerin mit großem Können und blendendem Aussehen: Emmi Hermann, langende Vortragskünstlerin. Als rassige Spitzenleistung ein exceptionelles Artistenpaar Kopleva. Eine feine Varietésnummer: 3 Merkels, Deckenläufer, eine atemberaubende Leistung. Eine Delikatesse für die Lachmuskeln: Schlicht's lebende Marionetten. Das Publikum jubelt. Und die 8 Roon, ein blendender Bühnen-Schlußakt, der das Publikum in atemloser Spannung hält. Die Kapelle dirigiert Paull mit Schwung, Gefühl und Temperament. Die artistische Leistung liegt mit Erfolg in den Händen des Herrn Ludwig Spitzer.

Von der ersten bis zur letzten Darbietung: Klasse! Ein Programm, das von Anfang bis Ende auserwählt gut ist. Und die ganze Aufmachung des Unternehmens so elegant und vornehm, daß es alles, was bisher auf diesem Gebiete existierte, glatt an die Wand drückt. Wer einmal dort war, vergißt den Abend nicht und kommt wieder. Und das Paroole für jeden, der elegant und doch ohne geneppt zu werden einen kurzweiligen Abend verbringen will:

„Droschker, nach dem Marmorhaus!"

:—)

„Eine Nacht in Venedig"

Am 11. August, abends 11 Uhr, beginnt in den eleganten Räumen des Marmorhauses ein Künstlerfest, veranstaltet vom „Schlesischen Künstler-Ring" (Vereinigung schlesischer Film-, Bühnen- und Breslauer Bühnen-Kräfte). Die besten Kräfte des ersten Breslauer Kabarett- und Varieté-Bühnen haben ihre Mitwirkung zugesagt. Nach Abauf des Programms: großer Ball, Verlosung und mannigfaltige Ueberraschungen. Auf deutsch gesagt: Breslau steht Kopf! Die artistische Leitung und der süße Schmalz — Pardon: die Conference, liegen in den bewährten Händen unseres teuren Ludwig Spitzer. Immer ruhig, die Sache wird schon schief sein!

Es trifft sich drauben alles, was sich zur besseren Breslauer Gesellschaft rechnet. Ich persönlich hoffe jedenfalls alle meine Freunde und Bekannten draußen zu treffen. Also:

Sonnabend im Marmorhaus!

Edgo.

Müller-Brandenburg, der als Lobfeind der Reaktion gilt. Es wäre zu wünschen, daß dieser prinzipienfeste, tapfere Mann, dessen aufrechte und ehrenhafte Gesinnung auch durch schmutzige und gehässige Angriffe der Linkspresse befleckt ist, in Preußen und anderen Ländern Schule machen würde.

Dieser Gegensatz zwischen Schupo und Reichswehr ist selbst in Bayern festzustellen, und das Einschlagen der Polizei in München gelegentlich der letzten Hitlerkrawalle hat gezeigt, daß auch dort die Landespolizei und die blaue Polizei keineswegs mit der bayrischen Reichswehr in einen Topf geworfen werden kann, wenn auch natürlich keine übermütigenden Hoffnungen auch auf die bayrische Schupo zu setzen ist.

IV.

Obgleich der Gedanke eines Bürgerkrieges einer der furchtbarsten ist, den man überhaupt erwägen kann, so kann doch, bei einer weiteren Chaotisierung der deutschen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse dieser Gedanke nicht ganz einfach beiseite geschoben werden. Zweifellos würde es aber, bei den oben geschilderten Verhältnissen bei der bewaffneten Macht, diesmal nicht ganz so ruhig abgehen, wie während des Kapp-Putsches. Da alle deutschen Parteien abgewirtschaftet haben, und keine irgendwelchen übermächtigen Anhang mehr besitzt, so ist anzunehmen, daß es in diesem Falle zu einem Kampfe aller gegen alle kommen würde, und daß, namentlich, wenn der Stoß von rechts käme, blutige Zusammenstöße zwischen der bewaffneten Macht selbst nicht ausbleiben würden.

Das aber wäre definitiv das Ende Deutschlands. Alle Schrecken mittelamerikanischer Bürgerkriege würden gegen das verblassen, was man dann erleben würde. Und deshalb mögen es sich die Säbelrasseler überlegen, ob sie diesen Wahnsinn entfesseln dürfen.

Nur eine Macht gibt es in Deutschland, die in der Lage ist, in letzter Stunde dem Unheil zu steuern. Das ist die Arbeitnehmerschaft, die, über die trennenden Parteischranken hinweg, sich die Hände reichen muß, um dem grandiosen Volksbetrug, den der an seinen eigenen Widersprüchen zugrunde gehende Kapitalismus und seine Sachwalter an uns allen begehen, ein Ende zu machen. Ich möchte das Wort Roßbachs allerdings in gerade entgegengesetzter Sinne, wie es der Bandenführer meinte, wiederholen: „Der Feind steht nicht nur am Rhein und Ruhr, er steht auch im Innern Deutschlands!" Ja, freilich, dieser Feind, ein Häufleln Milliardäre, allen voran Stinnes, ist es, der weit gefährlicher als Poincaré ist.

Es ist höchste Zeit, daß das Volk aus dem Schlafe erwacht, in den es durch die Ruhrpropaganda gelullt ist. Geschieht das, dann ist auch die Staatsgewalt fein, und mit ihm die bewaffnete Macht des Staates, deren Angehörige ja doch letzten Endes Fleisch von unserem Fleisch sind.

Max Gruschwitz, Stadtverordneter.

Die Ladenprinzessin

Eine recht eigenartige Verhandlung fand vor dem Schöffengericht in Moabit statt, über die ein Mitarbeiter der Berliner „Nationalzeitung" wie folgt berichtet:

Die Verkäuferin Meta S., die mit ihrem mackerem, faustkämpferischen Kavalier Adolf H. vor dem Schöffengericht in Moabit stand, hatte ihren Chef verprügeln lassen. Die Angeklagten hatten ein recht fundiertes Bild. Er ein Typ, der unmittelbar aus einer Münchener Sondernummer des „Simplissimus" nach Berlin gekommen ist, wuchtig, mit Bräuknechtsmuskeln, Elefantenschenkeln und einem fettigen Scheitel über einem blangesäberten, wampigen Gesicht. Sie daneben macht den Eindruck einer winzigen, mit leichten Elfenbeinfarben angestrichen Puppe, auf bereck geschnitzten Beinchen, gemütlich, intelligentes, von kastanienbraunem Lockengekräuselt umflattertes Köpfchen sitzt.

Vorsitzender: Sie haben also Ihren Chef, der Ihnen doch gar nichts getan hat, verprügeln lassen? — Meta: Wieso denn gar nichts getan? Er hat mich doch beläftigt. — Der Chef protestiert lebhaft, der Richter denkt, aha, wieder einmal ein üblicher Fall. Über die weitere Zeugenvernehmung ergibt doch, daß er unrecht hat. Als Erster lagt der Chef aus: Wir engagierten Fräulein S. im vorigen Winter, weil wir eine Hilfskraft brauchten. Ich habe nur ein Personal von acht Köpfen. Da es ein offener Laden ist, der Laufkundschaft hat, muß jeder tüchtig heran. Fräulein S. verstand es aber in kurzer Zeit, das Ganze geradezu umzukrämpeln. Während sie gar nicht arbeitete, brachte sie es zuwege, daß ihr meine vier Herren und drei Damen buchstäblich zu Füßen lagen. Ich beobachtete das seht oft. Einmal kam ich wider Erwarten nachmittags früher in den Laden. Da saß Fräulein S. in meinem Kontor, und außerdem war nur noch eine Verkäuferin und der Hausdiener da. Sämtliche drei Verkäufer und die drei Damen waren Besorgungen nachgegangen. Und zwar sämtlich Besorgungen für Fräulein S. Sie führte in der Hinsicht ein sehr strenges Regiment und verstand es, ihre Anbeter und Anbeterinnen gegeneinanderauszuspielen. Als ich sie vermahnte, gab sie mir eine ganz unverschämte Antwort, auf die hin ich sie entließ."

Vorsitzender: Ja, was hat die denn gesagt? — Der Zeuge nach langem Drucksen: Sie sagte: Ja, für Sie aller Meergreis läuft natürlich keiner. (Lachen im Zuschauerraum.) Die Angeklagte, die während der ganzen Verhandlung sich gar nicht um das, was vor ihr vorgeht, recht gekümmert hat, kokettiert stärker hierhin, bis sie der Vorsitzende energisch zum Aufpassen zwingt.

Adolf H. gibt an, mit Meta verlobt zu sein, was unter den als Zeugen erschienenen Kollegen Bestürzung und Brauenrunzeln hervorruft, und erzählt: Meta kam an dem Tage ganz aufgeregt nach Hause und weinte. Der Chef habe sie ins Bein geknüffen illm. Ich war furchtbar wütend und stürmte sofort in die Wohnung, wo der Herr gerade mit seiner Familie beim Abendbrot sah. Vorsitzender: Das Weitere ist bekannt. Sie drangen ein und verprügelten den Herrn. Wußten Sie nicht, daß das Hausfriedensbruch ist? Hätten Sie sich Ihre Braut nur mal näher angesehen, dann hätten Sie bald gemerkt, daß Sie auf deren Erzählung nichts geben können.

Das Gericht verurteilte H. wegen Hausfriedensbruches und Körperverletzung und die S. wegen Versäumung zu recht empfindlichen Strafen, die nur wegen der Unbescholtenheit der beiden in sehr hohe Geldstrafen umgewandelt werden. Der stürmische Adolf ist zusammengeknickt. Meta hat aber während der Urteilsverlesung nichts Wichtigeres zu tun, als ihr Puderdöschen aus der Tasche zu ziehen und sich das Weiß des Näschens sorgsam zu restaurieren. Worauf sie in eine Ungebührstrafe genommen wird.

Etwas für vornehme Leute

Vor kurzem erschien in einem Dresdener Blatte ein kleines Inserat:

Zur Herstellung einer neuen Kunstmappe werden einige junge vornehme Damen und Herren von guter Figur als

Modell

gesucht. Angebote, möglichst mit Bild, das sofort zurückgegeben wird, unter E. 4361 a. d. Ureis-Comptoir erbeten.

Ein Dresdener Herr, der sich etwas auf sein „vornehmes" Neufere einbildete, meldete sich. Er schilderte seine interessanten Erfahrungen dabei in der „Dresdener Rundschau":

Es kam ein Brief mit der Bitte, mich zwecks persönlicher Vorstellung und Besprechung nach Leschwitz in den Zeitn-Verlag zu begeben. Dort angekommen, befand ich mich zwei Herren gegenüber, von denen sich einer mir als Herr Pipping vorstellte; der andere schien keinen Namen zu haben. Man begann sich das Gespräch wie folgt ab: „Sie wissen, um was es sich handelt?" — „Nein". — „Nun, so werde ich es Ihnen erklären; kennen Sie Deskemeron?" — „Nein"; — „Es ist dies nämlich eine Geschichte und zwar in zwölf Büchern, die wir uns entschlossen haben, in deren zehn wiederzugeben; Sie verstehen doch?" — „Ja". — „Die Aufnahmen würden diesen Sonntag stattfinden." — „Ja". — „Die Bezahlung für jede Person beträgt Mk. 50 000". — „Ja"

Nachdem wir miteinander abgeschlossen hatten, und ich im Begriff zu gehen war, fiel mir plötzlich ein, daß die Herren kein Sterbensmärchen von der Garderobe erwähnten, und fragte daher: „Was sind denn, bitte, für Sachen-Vorschriften?" Sekundenlange Pause. Die Herren guckten sich eine Weile erstaunt an, dann sprach der eine: „Die Kaufmannen finden im Ist und Gabahr statt." Nun war das Erstaunen an mir. Nun sprach ich: „Nein, dann hat sich die Sache für mich allerdings erledigt." Wortamtliger Erstaunen auf Seiten der Herren. Ich nahm Hut und Stock und verschwand von ihren Reden hegistiert. „Ja, was denken Sie denn? Das ist doch gar nicht so schlimm, die Aufnahmen werden so retouchiert, Ihr Gesicht sieht man ja nicht usw." Doch ich war schon draußen . . .

Da die tüchtigen „Kunstfreunde" die von ihnen verlangte Vornehmheit bei den Modellen nicht im Gesicht brauchen (das ja retouchiert werden soll), sehen sie sie offenbar als Gesinnung voraus. Sie ist wohl um deswillen nötig, weil die zusandgekommenen Schweinereien wiederum nur auf vornehme Käufer rechnen müssen! —

Freut Euch des Lebens!

Das Leben ist zum Freuen da,
Wir sind doch alle Brüder,
Wenn früher es auch besser war,
Die alte Zeit kommt wieder.
Freut Euch des Lebens!

Es gibt jetzt keine Armen mehr,
Komm', Bruder, tutbliere!
Ein jeder ist heut Millionär,
Wenn auch nur auf dem Papiere.
Freut Euch des Lebens!

Und wenn die Mark auch weiter fällt,
So brauchst Du nicht zu weinen.
Das Reich druckt immer neues Geld,
In schönen bunten Scheinen.
Freut Euch des Lebens!

Was Dir zu teuer, kaufe nicht,
Viel Essen könnte schaden,
Und wende ab Dein Angesicht,
Von jedem Fleischerladen.
Freut Euch des Lebens!

Was gehen Dich die Schieber an,
Zahl pünktlich Deine Steuer,
So bist Du auch ein Ehrenmann,
Ein Untertan, ein treuer.
Freut Euch des Lebens!

Wenn Du noch einen Anzug hast,
Und Schuhe nicht zerrissen,
Auch einen Hut, schön eingefaßt,
So bist Du reich wie Thyssen.
Freut Euch des Lebens!

Stör' nicht die Ordnung mit der Faust,
Sonst mußt Du es bezahlen:
Das Glas zerbricht, wenn Du drauf haust,
Wart' ab die nächsten Wahlen.
Freut Euch des Lebens!

Wenn es Dir trotzdem nicht gefällt,
Du meinst, es geht zur Grüfte,
So kneife, es geht dann letzten Geld,
Papier zum Leichenbemde
Freut Euch des Lebens!

Wenn es zum Sarge nicht mehr langt,
So pfeife auf den Plunder,
Tot bist Du Dir, Gottlob! sei Dank,
Und kommst auch so hinunter!
Freut Euch des Lebens!

Alex.

können. Und es sei mir gestattet, hier einige Ratschläge an meine weniger erfahrenen Geschlechtsgenossen auszuteilen.

Man merke sich: wie bei allem im Leben, gilt auch in der Liebe und Frauen gegenüber bei bestimmte Mädels nicht die Quantität, sondern die Qualität macht es!" Die meisten jungen Leute legen ihren Ehrgeiz darein, möglichst oft mit einer anderen Frau gesehen zu werden. Zum großen Teil aus Wichtigtuerei. Sie bilden sich etwas darauf ein, jeden Tag ein mehr oder weniger auffällig angezogenes Mädel am Arm führen zu können. Und bei den Freunden und Kollegen gelten sie dann gewöhnlich gleich als „Lebemann", als „Mann".

Nun, die meisten Mädels, die man hier in Breslau, wie auch in den meisten anderen großen Städten, kennenlernt, sind jene Sorte Mitmenschen, die Eß Golland so treffend mit „Strichninchen" bezeichnet hat. Und ob diese für ein Abendbrot käuflichen Weiber gerade die geeignete Kost für den Lebemann, den verwöhnten Kavalier sind?

Die heutige Jugend verpempert sich. Sie verschleudert Gesundheit, Geist und Nüchterkeit an Weiber, die nicht einmal den Ausdruck „Dirne" verdienen. Die Dirne macht aus ihrer „Liebe" ein Geschäft, und sie verlangt einen bestimmten Preis für ihren Körper. Sie verkauft sich, weil sie muß, sie weiß, daß das, was sie tut, Schande und Sünde ist. Doch sie hat sich über derartige moralische Bedenken längst hinweggesetzt. Und mit nüchternen Sinnen weiß sie sich dann, der dem besten zahlt. So verwerflich und erbärmlich das Gewerbe der Dirne auch an und für sich ist, steckt wenigstens System darin.

Dagegen das minderwertige Menschenzeug, das hier als „Nutschen" oder „Strichninchen" sich herumtreibt! In den besten Lokalen trifft man diese meist noch jungen Mädels, die keinen Beruf haben, und eben vom Gelegenheitsverdienst leben.

Jeder, der mit ihnen an der Bar drei Schnäpse trinkt und sie gar zum Abendbrot einladet, darf den Vorzug haben, diese Frau nachher zu besitzen. Und was hat er davon? Am nächsten Morgen stellt er höchst enttäuscht fest, daß das Mädel trotz der eleganten Aufmachung eine große Enttäuschung in jeder Hinsicht war. Oben fein, drunter Schweine! Das Gesamtvermögen dieser Mädels besteht aus zwei Seidenkleidern. Diese erscheinen so ihnen in den feinsten Lokalen zu erscheinen. Ab und zu holen sie sich hier einen Provinzler, der bluten muß. Herr, diese Kategorien Frauen, diese Mischung von Backfisch, Dame und Straßenmädel, ist mir das Widerlichste. Und in meinen Städten findet man diese Menschensorte so reichlich vertreten wie in Breslau, dem braven, soliden Breslau.

In einem unserer größten Cafés lerne ich eine junge Dame kennen, gut angezogen, fast zu elegant. In Seidenstrümpfen, mit feschen, kleinen Hütchen, mit grauen Mützenfederschuhen und grauseidenen, hauchdünnen Strümpfen. Die Bekanntschaft war gemacht, und ich war angenehm enttäuscht. Ein feines, nicht dummes Mädel, gut erzogen, plaudert in Aufmachung und Unterhaltung. Und da der Abend so wie so angebrochen war, und ich damals erst etliche Wochen in Breslau weilte und diese Stätchen noch nicht genug kannte, so entleute ich mich der Führung der kleinen Frau an. Ich hatte ein kleines, trauliches Lokal vorgeschlagen. Und sie führte mich in ein Lokal, in ein „mondänes" Lokal.

Ich bin kein Denunziant und habe kein Interesse daran, ein Lokal von der Sittenpolizei ausheben zu lassen. Aber

das, was man dort, in dem kleinen Laden an der N —— ——, zu sehen und zu hören bekam, genügt, um mir den Appetit an ferneren, derartigen Abenteuern zu verderben. Von außen sieht das Lokal schon reichlich trübe aus. Man kann sich kaum denken, daß sich viele Leute hineinverirren. Trotzdem ich bin ziemlich abgehärtet, wie mich meine so elegante Begleiterin in dieses schon äußerlich reichlich trübe aussehende Lokal bringen will. Doch sie nicht so pfeifegend, daß ich der Verführung widerstehen kann. Man kann ja niemals genug lernen. Und wir betreten die geheimnisvolle Stätte.

Der Wirt sieht uns von der Seite an. Und dann gehen mir in eine der vielen Nischen. Es ist reichlich dunkel im Lokal, das überhaupt nur aus einer Reihe „Separées" besteht. Der einzige Wein, den es hier gibt, ist der bekannte „Süßwein", jenes Zuckerwasser, das trotzdem mehr betrunken macht, als der schwerste Burgunder. In den französischen, belgischen und argentinischen öffentlichen Häusern gibt es diesen Wein, der den Gast dann zum Ausplündern reif macht. Hier ist es wohl nicht so romantisch. Der Wein ist wohl mehr dazu da, daß die Stammgäste die Mädels, die sie herschleppen, bald gefügig haben.

Bevor der Wirt in eine Nische eintritt, klopft er erst und trapst beim Kommen laut, damit er nicht die Insassen der Nüste mitten in einer peinlichen Situation stört. Und dann, wenn man seinen Wein auf dem Tische hat, wird der Vorhang zugezogen, und man ist ungestört.

In allen Nischen herrscht geheimnisvoller Betrieb. Sanftes Dunkel verhüllt das ganze Lokal, das sehr regen Besuch aufweist. Da geht ein Paar, schon ist die Nische von einem anderen besetzt.

Ich habe keinerlei Verlangen, hier länger zu verweilen. Ich verabschiede meine sehr entzückende Schöne, von der ich annehme, daß sie öfters hier zärtliche Stunden verlebt hat. Und der Appetit vergeht mir. Dann stelle ich mich studienhalber in der Nähe des Lokals auf, um mir das Publikum zu betrachten, das hier verkehrt.

Ich muß nur nicht weiter überrascht. — die Mädchen: jene taimeleganten Mädels, von denen ich oben schon sprach, und die man, wenn man diesen Schlag Menschen nicht näher kennt, für Damen der Gesellschaft halten könnte. Und an ihrer Seite die glücklichen Kavaliere: brave Spießer, denen man es förmlich ansieht, daß sie zuhause Weib und Kind haben. Und die sich ängstlich umschauen, ob nur ja niemand von Bekannten sie aus dem Lokal heraustommen sah. Und dann viele junge Kavaliere, jene Typen, die man sonst nur hinter dem Ladentisch und abends als Kavaliere in allen Bars und Tanzdielen sieht.

Es gibt in Breslau offiziell keine Freudenhäuser. Doch es gibt Stätten, die weit gefährlicher sind, als jedes offiziell genehmigte und kontrollierte Freudenhaus. Ich meine die Lokale, und Unterkunftsstätten, die, unter den verschiedensten Deckmäntelchen, den „Anschein" des heimlichen Dirnentums dienen. Und denen die Polizei nie auf den Pelz rücken kann. Denn offiziell sind sie vornehmste Lokale oder Pensionate. Und nur wenn man als Eingeweihter hinter die Kulissen schaut, sieht man, worum man ist. Und es bewahrt sich Schillers Wort: Es wendet sich der Gast mit Grausen — —

(Fortsetzung folgt.)

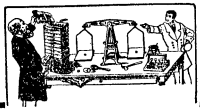
„Faches Edelliköre" allseits bevorzugt

Nur beim **Fachmann**
erzielen Sie die höchsten Tagespreise für
Kupfer, Rotguss, Messing, Blei, Zinn, Zink
Alteisen, Makulatur, Papier, Zeitungen etc.
Kurt Winter
engros Altmetallhandlung detail
Breslau, Kletschkaustraße 11, I.
Geschäftszeit: 8—7 Uhr. Auf Wunsch freie Abholung.
Fernsprecher Ohle 7481.

Hotel „Alt-Breslau"
Mühlgasse 17. Telefon Ohle 7576.
Bier-, Wein- und Likörstuben
Ia. Fremdenzimmer
Beste Verpflegung. Angenehmer Aufenthalt.
Fremdenaufnahme nur bis 12 Uhr.

Legitimation mitbringen
Am Sonnenplatz
nur Sonnenstr. 7 (Wilhelm Luda)
erhalten
Besitzer
von Edelmetallen, Gold-, Silber-, Platin-Bruch und alten Gebissen
wie bekannt die höchsten Tagespreise. Vor Verkauf Ihrer Gegenstände liegt es im eigenen Interesse, die in meinem Geschäftslokal aushängenden Preise gefl. einsehen zu wollen.
Wertabschätzungen gratis ohne Verkaufszwang.
Im eigenen Interesse genau auf Firma und Hausnummer achten.
Geöffnet von 9—7 Uhr.
Über 25jähriges Bestehen
Über 25jähriges Bestehen

Box- und Sportschule Misch
Martinistr. 7, II., in der Guttemplerloge.
Ausbildung für Amateure und Berufsboxer.
Einzelunterricht — Kurse — Jiu-Jitsu
Leiter: Max Misch. Trainer: Jim Duback, Amerika.
Anmeldungen täglich 11—1 Uhr und 4—7 Uhr.



Wir zahlen die besten Preise für
Brillanten
? Warum ?
lassen Sie altes
Gold u. Silber
unverwertet in Schubfächern liegen und setzen es der Gefahr des Diebstahls aus.
Für Platin, Gebisse, Uhren, Ringe, Schmucksachen, ausländ. Münzen usw., auch Dublee werden staunenerregend. Preise bezahlt
Paul's Goldankaufsstelle
Nikolaistr. 44, Ecke Königsplatz
Geöffnet ununterbrochen von 8 Uhr vormittags bis 6 Uhr abends.
Bei Rückgabe dieses Inserates Prozente!

Ueberbiete jede Konkurrenz
beim
Ankauf von Gold-, Silber-, Platin-Bruch-Gegenständen
Zahngebissen
ausl. Münzen u. Doublee.
Goldankaufsstelle
S. Berger, Sonnenstrasse 4
dicht am Sonnenplatz
Laden
Telefon: Ohle 6613.

Kurgarten Kleinburg
Klrassierstr. 12/18 Bes.: C. A. Seiffert T. R. 2008
Jeden Sonntag u. Dienstag
Vornehmer Tanz
Neueste und modernste Tanzschlager.

Schreibmaschinen
An- u. Verkauf nur guter Systeme
Best eingerichtete
- Reparaturwerkstatt -
für Schreibmaschinen u. Rechenmaschinen
jeden Systems sowie sämtl. Büromaschinen
E. Rother & Co.
Friedrich-Carl-Straße 1.

Residenz-Café
am Tauentzienplatz
Vornehmstes u. schönstes Familienlokal
Täglich von 4 Uhr ab:
Konzerte

Die gemütlichen
Weinstuben
Zur Klause
Schmiedebrücke 31/32
I. Etage
!! Künstler-Konzert !!

Schauburg
Viktoria-Theater
Neue Taubenstrasse
Heute Dienstag
Letzte Vorstellg.
Lissi, die Kokotte
Ab Mittwoch:
Gastsp. Berliner Resid.-Theater:
Eine galante Nacht
Ein erotisches revolutionär. Abenteuer — 3 Akte

Nähe Wacht- und Königsplatz.
Straßenbahnlinien 1, 5, 6, 7, 8, 21
1688

Admiralshof
Inh.: Alice Supita
Wein- und Bierstuben
Kätzelohle 50, Ecke Dominikanerplatz
International
Nette Bedienung

Gold-, Silber Platin-Bruch Gebisse, Schmuck
höchste Preise fürs Gramm zahlt
Schramm
Kupferschmiedestraße 52c
(drittes Haus am Neumarkt)

Zeltgarten-Variété
Besitzer: Nastenkowski
Täglich 8 Uhr:
Vollständig neues Programm.
Sonntag 11—1 Uhr:
Matinee.

Gold, Silber Brillanten
Platin, Zähne, Dublee
Bruch kauft höchstzahlend
Bruno Grundmann
28 L. Klosterstraße 28 L.

Konditorei u. Café
Odertor
Roßplatz 10 am Kleinbahnhof
Solides Familienlokal
Gutgepflegte Biere und Weine
Diverse Liköre
Jeden Abend: Künstler-Konzert
Telefon Ohle 5709.

Schweidnitzerstr. Eing. Kleine Groschengasse
Bis 11 Uhr abends geöffnet.

Mannesschwäche
Geschlechts-, Harnröhren- u. Hautkranke
finden schnellste, sichere u. schmerzlose Behandlung ohne Berufsstörung unter Verschwiegenheit im Spezial-Heilinstitut Joschke, Breslau 2, Palmstraße 22, II. Telefon Ohle 1924
Sprechstunden: 9—12 vormittag, 4/5—7 nachm. Sonn- und Feiertags 8—1 Uhr vormittag.

Achtung!
Zahle höchste Preise für alle
Möbel
ganze Nachlässe
Keller- und Bodengerümpel, Schuhe, Kleider, Flaschen usw.
Frau Agnes Czloska
Weißgerbergasse 37.

Täglich ab 4 Uhr:
Künstler-Konzert
Café **Fides** Wein
und Likörstuben 1808
Ritterplatz 8 Geschäftsleitung: Hermann Seifelin

Café
Honolulu
Gabitzstraße 61. Bes. W. Stock
Dezente Musik: Zivile Preise!

Goldschmied Ditphall
zahlt die höchsten Preise für
Gold-, Silber-, Platin-Bruch Gebisse, Schmuck Brillanten
Ditphall
Friedrichstraße 11
(neben der Markthalle)

Ich kaufe:
ganz gute, aber auch abgetragene Jackett-
Anzüge,
Jacketts, Hosen, Militärsachen, gute Gehrock-, Frack-, Smoking-Anzüge,
Paletots.
Max Hadamek,
Brandenburgerstr. 9

Beachten Sie die Inserate der „Breslauer Nachtpost"

Erfinder sparen Geld, wenn sie Prospekte mit Gutv. Aufkl. gratis verl. von Patent-Büro Alfred Schroeder, Berlin W 62.

Max und Moritz
Bier-, Wein- u. Likörstuben
Tauentzienstr. 55 Tel. Ring 7423

Herausgeber und Chefredakteur: Erich Holland-Breslau. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Max Gruschwitz-Breslau.
Verlag: Erich Holland-Breslau. Redaktion und Expedition: Herrenstraße 10. Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau 1, Herrenstraße 29/30.